



Zum Neuen Jahr.

Du altes Jahr, entflohen wie im Traum,
 Bewegten Herzens sehen wir dich scheiden,
 Beim Klang der Glocken grüßten wir dich kaum,
 Und schon verrinnst du in dem Meer der Zeiten,
 Vorbei das Glück, das freundlich uns gelacht;
 Vorbei des Schicksals dunkle Lebensnacht,
 Manch Ziel verfehlt, erlahmt manch edles Streben,
 Im Tod verlöscht manch heiß geliebtes Leben;
 Du fliehend Jahr voll Sturm und Sonnenschein,
 Schlaf' ein!

Du neues Jahr — verhüllt das Angesicht, —
 Wie schau'n erwartungsvoll wir dir entgegen,
 Durch mächt'ges Dunkel späht der Blick nach Licht,
 Und tausend Fragen in der Brust sich regen:
 Was mag er bergen, dein verschwieg'ner Schoß?
 Wie wird es fallen, unser künftig Los?
 Welch hohe Ziele werden wir erringen?
 Wie viele gute Werke uns gelingen?
 Du neues Jahr, beginne deinen Lauf,
 Wach' auf!

O seltsam unergründlich Menschenherz,
 Bald angstvoll klopfend unter Furcht und Bangen,
 Bald hoffnungsseitig jauchzend himmelwärts,
 Wie magst du so nach künftigem verlangen?
 Bedenke, nur der Augenblick ist dein,
 Er will genüßt, er will genossen sein;
 Nicht immer folgt dem „heute“ auch ein „morgen“,
 Weshalb daher dein hoffen und dein Sorgen?
 Es weiß dein Gott, was er dir geben will,
 Ihm halte still!

E. Greiner.



Das neue Jahr -

Skizze von A. Baumgart.

Nachdruck verboten.

Das ist mein letztes Wort," sagte Herr Kramer zu seinem Sohn, der mit finstern gefurchter Stirn vor ihm stand. Es war schon genug, daß ich Dir den Willen tat und Dich Maler werden ließ, obgleich mir die Künstlerlaufbahn in tiefster Seele verhaßt ist. Jetzt kommst Du mir auch noch mit dem unsinnigen Plan, dieses Mädchen zu heiraten, diese Mamjell Habenicht's, die sich als Buchhalterin durchs Leben schlagen muß. Lächerlich!

"Ich kann nichts Lächerliches darin finden," entgegnete Bruno Kramer. "Im Gegenteil, Margas aufopferndes Wesen sollte Dir Hochachtung abnötigen. Sie unterstützt von ihrem geringen Einkommen, wie Du weißt, auch noch ihre Mutter. . . wir waren uns schon gut, als wir noch halbe Kinder waren . . ."

"Carissimi," rief Herr Kramer, der mit kurzen, hastigen Schritten in dem Zimmer auf und ab ging. "Ich habe Dir diese famose Partie vorgelegt — beinahe auf dem Präsentierbrett bringt man Dir ein Mädchen mit dreihunderttausend Mark entgegen und Du — willst der Narr sein, so etwas auszuschlagen!"

"Ja," antwortete Bruno mit fester Stimme, "ein solcher Narr bin ich allerdings. Ich werde Marga die Treue halten, und wenn Du uns wirklich keinen Heller Zuschuß geben willst, so werden wir uns zusammen durchschlagen, so schlecht und recht es eben geht."

"Nur zu!" rief der alte Herr höhnisch. "Nur zu, mein Sohn! Mich siehst Du aber nicht wieder, wenn Du bei Deinem Eigensinn verharrst, das sage ich Dir!"

Er ging hinaus und schmetterte die Tür hinter sich zu.

Einen Augenblick sah ihm Bruno mit seinen dunklen Schwärmeraugen betroffen nach. Dann richtete er sich hoch auf und setzte sich an den Schreibtisch.

Am nächsten Morgen hatte seine Braut den Brief in Händen, worin er ihr das Vorgefallene mitteilte und hinzufügte, daß die Hochzeit in wenigen Wochen stattfinden solle.

Seit jenem Tage waren drei Jahre vergangen. Das junge Paar lebte in den dürftigsten Verhältnissen in einem bescheidenen Hause der Vorstadt, doch war noch nie ein böses Wort zwischen den Gatten gefallen; war auch die Sorge zur Tür hereingetreten, so war trotzdem die Liebe nicht zum Fenster hinausgeflogen. Die blauäugige zierliche Marga hatte bisher durch weiten Zuspruch die immer mehr zusammensinkenden Lebensgeister Brunos aufrechterhalten, doch konnte auch sie sich nicht verhehlen, daß das Schiffslein, in dem sie ihre Fahrt begonnen, gestrandet war.

Es gab gar zu viele Maler in der Welt. Längst schon hatte Bruno den Pinsel vertauscht gegen Bleistift und Tusche, längst schon hatte er, unmerklich abwärts schreitend, Illustrationen und dann handwerkermäßige Zeichnungen an solche Verleger geliefert, die ihn durch einen Auftrag beglückten.

Aber auch Zeichner gab es ja wie Sand am Meer.

Schließlich blieb auch dieser Verdienst noch aus, und Bruno Kramer biß die Zähne zusammen und sagte sich, daß er lieber Straßenarbeiter werden als etwa seinen Vater um Hilfe bitten wolle.

Das zweijährige Söhnchen, zuerst der Eltern schönste Freude, war jetzt ihre schwerste Sorge. So klein das blonde Kerlchen war, so verteuerte es ihr Leben doch beträchtlich, und die Ersparnisse, welche Marga mit in die Ehe gebracht, waren längst aufgebraucht.

Anfang November hatte sie, Brunos Widerspruch nicht achtend, wiederum eine Buchhalterinstellung angenommen, denn ihr Gatte hatte zu

allem Unglück auch noch einen schweren Bronchialkatarrh bekommen, der seinen Plan, Straßenarbeiter zu werden, ganz unmöglich machte.

Brunos Augen hatten sich mit bitterem Maß gefüllt, als Marga zum erstenmal an jenem Morgen frühling, um ihre Stellung anzutreten. Von neun bis vier Uhr hatte sie zu arbeiten, und die ersten Tage konnte Klein-Emil beim Vater bleiben, der mit ungeheuren Händen versuchte, ein wenig Essen zuzubereiten.

Dann wurde Brunos Husten schlimmer, er mußte sich zu Bett legen und es blieb Marga nichts übrig, als frühmorgens aus ihrem Gang ins Bureau das Kind in eine sogenannte "Krippe" zu bringen und es auf dem Heimweg wieder abzuholen.

Betrat sie dann die Wohnung, so zwang sie ein Lächeln auf ihr bleiches Gesicht und versuchte Brunos zunehmende Schwermut mit liebevollen und heiteren Worten zu verschleiden.

Ach, wie schwer wurden ihr diese Worte! Gerade zur Weihnachtszeit brach sie beinahe zusammen, denn sie hatte sich gar zu viel aufgebürdet und ihre Kräfte sichtlich überschätzt.

Was für ein trauriges Weihnachtsfest war das gewesen! Bruno lag zu Bett, und neben sein Lager stellte Marga das "Tannenbäumchen" hin, welches sie selbst aus einigen Tannenzweigen zusammengebunden und mit Wachsstockenden bestickt hatte.

Das war nun Klein-Emils Christbäumchen, und ein häßliches Pferdchen aus Holz und Watte war sein einziges Geschenk.

Hand in Hand saßen die beiden Gatten den Weihnachtsabend über beieinander, nur noch in der gegenseitigen Liebe Trost findend. Aber an diesem Abend sah zum erstenmal auch Bruno, wie erschreckend hager und bleich seine Marga geworden war.

"Liebling," seufzte er, "wie tief habe ich Dich ins Unglück gebracht! Wahrhaftig, mein Vater hatte recht, als er mich von dieser Heirat zurückhalten wollte — aber nicht ich wurde unglücklich dadurch, wie er es meinte, sondern nur Du, mein armes, tapferes Weib!"

Sie umschlang ihn und küßte seine zitternden Lippen.

"Sprich nicht so, Bruno," bat sie. "Wirklich unglücklich sind wir nicht, solange wir uns lieb haben."

"Aber Du hast ja keinen Ernährer," murmelte er. "Im Gegenteil, Du selbst arbeitest jetzt für Deinen kranken Mann und für Dein Kind. O, es ist nicht zu ertragen!"

"Solange ich selbst gesund bleibe, mein Schatz," rief sie mit erzwungener Heiterkeit, "solange brauchst Du nicht zu klagen. Was schadet es denn, daß wir einmal die Rollen gewechselt haben! Wenn Du erst wieder gesund bist, setze ich mich den ganzen Tag in den Lehnstuhl und tue nichts, und Du arbeitest dann wieder für uns alle."

In diesen traurigen Weihnachtstagen aber ward der jungen Frau klar, daß sie ihre Kräfte weit überschätzt hatte. Sie brach fast zusammen, wenn sie am Nachmittag nach Geschäftsschluss die Hausarbeit und die Pflege des kranken Gatten bewältigen mußte.

Dann kam der Tag, an dem sie heimlich den Arzt befragte, der Bruno behandelte. Der Bescheid war niederichmetternd.

"Wenn Ihr Mann nicht so schnell wie möglich nach dem Süden geht," erklärte der Doktor, "so ist er verloren."

Wie Donnererschläge hallten diese graufamen Worte in Margas Ohren nach.

Sie durfte nun nicht mehr zögern, jenen einen Schritt zu unternehmen, vor dem sie sich bisher gescheut — sie mußte den Wittgang tun zu dem Mann, der sie bitter haßte — zu Brunos Vater.

Einsam, sehr einsam war der alte Mann geworden, aber sein Eigensinn war nicht gebrochen.

Im Gegenteil, er trug es seiner Schwiegertochter mehr als je nach, was geschehen war. Wußte er doch nichts von dem pekuniären Glend, in dem

sein Sohn sich befand. Für ihn war es Grund genug, zu zürnen und zur Unveröhnlichkeit, daß er selbst so einsam das Fest und alle anderen Tage des Jahres verleben mußte.

Wieschwer schleppte sich Marga am Silvester-tage die Treppe hinauf zu der luxuriösen Wohnung des alten Herrn.

Sie hatte zuerst daran gedacht, den kleinen Emil mitzunehmen, doch zuletzt hatte sie es nicht übers Herz gebracht. Fürchtete sie doch mit Recht, daß der Spott des alten Mannes sich über das blonde Kinderhaupt ergießen würde; sie hörte es förmlich im Voraus, was er sagen würde: "Für Theatereffekte bin ich nicht zu haben."

Nur zu recht hatte sie mit dieser Empfindung gehandelt. Herr Kramer, dem das Mädchen den Besuch anmelde, ließ die unglückliche Wittstellerin nicht einmal vor. Er sei für Frau Kramer nicht zu sprechen, bestellte das Dienstmädchen, dabei mit einem mitleidigen und verwunderten Blick das abgehärmte Gesicht der jungen Frau streifend.

Bruno war eingeschlafen, als Marga nach Hause kam, und sie dankte Gott dafür. So konnte sie doch wenigstens ungestört ihren bitteren Tränen freien Lauf lassen — diesen Tränen, die so recht das Siegel auf dieses traurige, unglückliche Jahr drückten.

Inzwischen hatte sich in Herrn Kramers Wohnung etwas Ungewöhnliches abgespielt.

So etwas Nehtisches wie Gewissensbisse hatte den harten alten Herrn gepackt, kaum daß draußen hinter Marga die Korridortür zugefallen war. Er eilte aus Fenster und blühte hinter der Gardine verdeckt hinunter auf die Straße.

Da sah er Marga aus dem Hause treten und langsam fortgehen. Sie ging draußen auf der anderen Seite der Straße weiter. In ihrer Haltung, ebenso wie in ihren vergrämten jungen Zügen, lag das ganze Glend geschrieben, das sie erduldet. Wöthlich wußte er, daß sie den Gang zu ihm nicht getan haben würde, wenn nicht ein schwerwiegender Grund sie dazu getrieben hätte.

Eine merkwürdige Angst packte ihn, daß es seinem Sohne vielleicht viel schlechter ginge als er wußte.

Eine Stunde später, als es dunkel geworden war, erkundigte sich der alte Herr bei dem Hausverwalter nach den näheren Verhältnissen des jungen Paares.

Und was er da erfuhr — was er besonders über seine Schwiegertochter erfuhr — das erschütterte den alten Mann dermaßen, daß ihm die Tränen in die Augen stiegen, als er tief in Gedanken versunken nach Hause ging.

Vielleicht war es die Stimme Gottes, die in dieser Nacht in den Silvesterklofen erklang, als der einjame alte Mann aufrecht in seinem Bett saß und hinaushorchte auf die zwölf ehernen Schläge. Wieviel tausend Herzen mochten diese zwölf Schläge jetzt zugleich mit ihm zählen!

Welcher Jammer mochte vielleicht die Seele seines Einzigen bei diesem Klang erfüllen!

Mächtiger und immer mächtiger schwall die geheimnisvolle Stimme in den Glocken an und rüttelte den alten Mann auf, zerbrach die harte Rinde um sein Herz und ließ einen blendenden Lichtstrahl der Erkenntnis in ihm aufzucken.

"Ich selbst — ich selbst bin schuld," rief eine innere Stimme ihm zu. "Ich hätte den Jungen unterstützen sollen, als es ihm schlecht ging, statt dessen habe ich mich hier vergnaben und nichts wissen wollen von dem Anheil, das ihn verfolgte. Er ist ja doch mein Einziger! Was für einen Silvester mögen die beiden verleben haben! Und noch dazu ist da ein Kind — ein kleiner Junge — mein Enkel! Wer weiß, ob der Junge etwas zu Weihnachten bekommen hat!"

So sprach und wühlten in ihm die Gedanken die ganze Neujahrsnacht hindurch.

Bruno und seine Frau hatten den Neujahrs-morgen mit einem innigen Glückwunsch für einander begonnen, und mit ihrem lieben Lächeln hatte

Sie junge Frau gerufen: „Weißt Du was, mein Schatz? Ich glaube, jetzt wird bald alles besser für uns werden. Ich habe diese Nacht geräumt, daß wir eine schöne Reise miteinander machten —“

In diesem Augenblick erscholl die Türklingel und Klein-Emil trippelte hinaus, um mit dabei zu sein, wenn die Tür geöffnet würde.

Da stand der alte Mann mit einem Strauß schöner Blumen im Arm und fragte mit verlegener Miene:

„Darf ich herein, Margta? Ich wollte Deinen gefrigen Besuch erwidern.“

Die junge Frau war keines Wortes mächtig. Beide Hände streckte sie dem alten Mann entgegen und öffnete vergeblich die Lippen, über die doch kein Ton kommen wollte.

„Vater!“ rief von drinnen eine schwache Stimme, „komm doch herein, Vater!“

Und drinnen schloß der tief erschütterte alte Mann seinen armen kranken Sohn in die Arme — ihm am ersten Tage des neuen Jahres die Rettung bringend.

Einige Tage später befand sich Großpapa Kramer mit der ganzen Familie auf dem Wege nach dem Süden.

Das neue Jahr hatte nicht nur glücklich begonnen, sondern — das war Kramers fester Voratz — es sollte auch glücklich enden und lauter glückliche Nachfolger haben. Er wußte, daß er viel gut zu machen hatte, aber es lag ja auch in seiner Hand, es zu tun.

„Noch nicht zu spät“ — das war das beglückende Wort, das sie auf dieser Reise begleitete und das sie alle vereinigte wie ein unsichtbares, aber festes Band.

Der Sturmgesang der Liebe.

Roman von Robert Heymann.

(3. Fortsetzung)

(Nachdruck verboten.)

4. Kapitel.

Klaas Kersten war selbst in seiner atomodischen Jack zum Festlande herübergekommen und hatte sich zu Joachim Kermers Haus durchgefragt. Als der Ingenieur nach Hause kam, fand er den Alten im Kreise der Seinen, und die Mutter sagte:

„Joachim, warum hast Du uns davon gar nichts erzählt?“

Der Vater streckte ihm im Uebermaß seines Stolzes beide Hände entgegen, und Ruth blickte ihn mit großen Augen nachdenklich an.

„Von Schloß Friedrichswert hast Du nichts gesagt.“

„Na, es schien mir nicht so wichtig.“

Er fing rasch von einem anderen Thema an. Klaas Kersten erklärte, der Herr „Scheniöhr“ müsse unbedingt herüberkommen. Alle Fischer rüsteten sich, ihn feierlich zu empfangen, und er konnte verraten, daß man sogar so etwas wie einen Triumphbogen errichtet hatte. Joachim machte sich sträuben, Klaas Kersten hatte seinen eigenen, harten Kopf. Er sagte also zu und fuhr am nächsten Tage hinüber.

Die Fischer empfingen ihn mit einem großen Leiterwagen, vor den vier Pferde gespannt waren, deren Häufe man mit Papierblumen feierlich geschmückt hatte. Es wurde ihm zu Ehren ein Fest gegeben, bei dem der Brautwein nicht gepart wurde; in Klaas Kerstens alter Räucherbude stand der Rauch der Fischerpeifen dick wie eine Wand.

Joachim Kermert fühlte sich unter so einfachen Menschen ungemein wohl. Aber von seiner eigenen heldenhaften Tat in jener Nacht wollte er nichts hören und nichts wissen. Er war ärgerlich, als man ihm erzählte, daß es bereits „ins Blatt“ gegeben sei.

Während den grauen Morgen hinein dauerte das Bankett, an dem auch Helmerich Dwersten teilnahm. Der alte Jens drückte von Zeit zu Zeit

dem „Scheniöhr“ die Hand, quetschte die Finger in seiner mächtigen Faust, schmunzelte und lehnte sich dann wieder schweigend in seinen Stuhl zurück.

In derselben Nacht fuhr Kurt v. Oldenkott von Friedrichswert ab. Seine blanz geschweerte Nacht wiegte sich draußen im kleinen Hafen. Das Meer schimmerte stahlblau; weit hinten hob sich in schwarzer Tiefe eine Untiefe ab. Der Mond stand klar zwischen fahlen Schleiern, und seine Strahlen hüpfen über die Wogen wie silberne Fischlein. Renate begleitete ihn bis zum Strand. Sie trug ein schwarzes, etwas schleppendes Kleid und sah jeltfam darin aus in der Einsamkeit der Insel, als die Nacht abfuhr. Ihre Bewegungen waren steif, und in ihrem Antlitz war keine Spur von Freude oder Leid zu lesen. Oldenkott küßte ihr noch einmal die Hand.

„In einigen Tagen kehre ich zurück, Renate...“

„Das wird mich freuen...“

„Du bist jeltfam — und gerade seit einigen Tagen, möchte mir scheinen, bist Du besonders verändert.“

„Findest Du?“ Sie sah ihn mit einem verlorenen Lächeln an und blickte dann an ihm vorbei hinaus in die endlose Ferne des Meeres, dorthin, wo es mit dem Himmel verschwamm.

Er beobachtete sie einige Augenblicke lauern.

„Ich hätte Joachim Kermert eigentlich begrüßen müssen, aber den Spektakel, den die Fischer dieser armenhaftigen Nachsfahrt wegen machten, war mir zuwider!“

Sie nickte und lächelte. Aber ihr Lächeln mochte ihm nicht gefallen, denn er blickte sie fast jeltfam an.

„Vielleicht fällt es ihm ein, Dir und Mama morgen eine Anstandsvisite zu machen.“

„Das wird er wohl müssen.“

„Aber es wäre mir angenehm, wenn ihr ihn nicht empfangen würdet.“

Sie hob ganz langsam die Wimpern, als bedeute ihr dies eine Anstrengung. „Du sprichst einen jeltfamen Wunsch aus, Kurt. Welche Ursache sollten wir haben, eine solche Unhöflichkeit gegen einen Mann zu begehen, dem wir doch wahrlich zu Dank verpflichtet sind?“

„Er ist mir unjympathisch.“

„Ich glaube, Du hast auch kaum je in e Sympathie gewonnen — doch was hat das mit uns Frauen zu tun?“

Er nagte an der Unterlippe.

„Vielleicht viel — doch sprechen wir nicht mehr davon. Wenn Du glaubst, es der Höflichkeit schuldig zu sein — was geht mich denn bloß dieser hergelauene Ingenieur an?“

„So ist es“, sagte sie mit unerschütterlichem Ernst. Aber ihre Gedanken waren ganz wo anders, und ihre Augen tauchten tief in die Helligkeit des Meeres. Er drückte ihre kalte Hand, dann fuhr die Nacht ab. Er hatte einige englische Matrosen bei sich, die ausgezeichnet manövrierten. In Kürze war das Schiff aus Renates Gesichtskreis verschwunden, und sie ging langsam heimwärts.

In dieser Nacht schlief sie nicht. Wenn es Vollmond war, verbarg sich immer unter ihrer äußeren Ruhe eine innerliche Unrast. Sie saß am Fenster und blickte über das Meer. Die Mutter ließ ihr durch Rene sagen, sie leide an Migräne und könne den Ingenieur, falls er vortprechen sollte, nicht empfangen. Renate erkannte den Willen ihres Bräutigams und lächelte verächtlich.

Was hatten sie nur alle mit Joachim Kermert? Warum diese Feindseligkeit? Sie verachtete manchmal, sich über ihn klar zu werden, soweit sie seine Person in ihrer Erinnerung nachzeichnen konnte. Aber sobald sie sich mit ihm beschäftigte, verwirrten sich ihre Gedanken, und ihre Reflexionen wurden unklar.

Von Schlaflosigkeit gepeinigt, wartete sie kaum das erste Morgenrot ab, um das Schloß zu verlassen. Die frühe Seeluft, die in kräftiger Brise aus Süden kam, tat ihr wohl. Das Meer lag in geheimnisvoller Stille wie ein Sammetteppich,

über den sich die Sonnenstrahlen gleich goldenen Schlangen ringelten.

Wenn er kommt, um vorzusprechen, so ist es besser, er findet mich nicht zu Hause, als daß ich allein mit ihm spreche, dachte sie.

Das Festmahl bei Klaas Kersten war beim Morgengrauen abgebrochen worden, und dann hatte Joachim einen kleinen Spaziergang unternommen. Starknervig, wie er war, fühlte er die durchwachte Nacht kaum. Etwas frische Luft reizte ihn, das fahle Gelf des übernächtigen Gesichtes rasch in gesundes Braun zu verwandeln.

Als er hinter einem Dünenhügel hervorkam, bemerkte er eine dunkle Gestalt, die regungslos stand und nach dem Meere hinausjah. Er erkannte sofort Renate, es hätte auch niemand anders sein können. Obgleich er in Gedanken mit ihr beschäftigt war, denn er wollte den Weg zum Schloß einschlagen, überraschte ihn ihre plötzliche Erscheinung, und er erschraf. Ein leises Herzklopfen machte sich bemerkbar, das ihm ein spöttisches Lächeln über sich selbst entlockte.

Er schritt rasch auf sie zu; als sie seine Schritte im knirschenden Sand hörte, wandte sie sich um, und er konnte deutlich sehen, daß über ihre Züge ein jähres Erschrecken ging. Dann sah sie sich und ging ihm entgegen. Er stammelte einige konventionelle Phrasen.

„Ich bin verwundert und erfreut zugleich, Komtesse, daß ich Sie so früh schon am Strande treffe...!“ Seine Augen umfaßten mit raschem Blick ihre ganze Gestalt. Jeltfam! Sie hatte etwas Abweisendes an sich.

In Gedanken überlegte sie schnell, ob Joachim Kermert dieses Zulammentreffen so auslegen könnte, daß sie ihm absichtlich entgegengegangen sei, denn sie hatte doch wohl gewünscht, daß er am Abend vorher angekommen war.

„Das ist auch eine Ausnahme“, erwiderte sie, und ihre Stimme hatte einen spröden Klang. „Mein Bräutigam ist abgereist.“

Er senkte ein wenig den Kopf, und sie wandte jehu das Gesicht zur Seite.

„Jeltfam, daß ich die Nacht nicht gesehen habe...“

„Er fuhr bereits vor Stunden“, entgegnete sie und bereute zu gleicher Zeit, es gesagt zu haben. Er mußte sich doch die Frage vorlegen, was sie inzwischen hier am Strande gesucht. Sie mißverstand sein leises Lächeln:

„Da sollten sich unsere Damen aus der Stadt ein Beispiel an Ihnen nehmen, Komtesse. Die vertanzen die Schönheit der Nächte und verschlafen die Reinheit des Morgens.“

Er schritt neben ihr her, aber ihre Unterhaltung war stockend. Seine kraftvolle Männlichkeit stößte ihr Mißtrauen ein. Sie wußte selbst nicht, wie es kam; war es der Einfluß der Feindseligkeit, die man ihm alleits in Friedrichswert entgegenbrachte und die auf sie übergewirkt? Oder kam es daher, weil sie nie vorher in Gesellschaft von Männern gekommen war und das Mißtrauen, das sie gegen alle Handlungen und Worte Kurts v. Oldenkott instinktiv empfand, auch auf diesen übertrug?

Sie suchte vergebens in ihrer Seele nach einer Erklärung dieses Mißklangs. Denn gleichzeitig fühlte sie, daß dieses ihr Benehmen nicht echt war, daß unter dieser Kälte etwas lauerte, dessen sie sich nicht klar wurde.

Joachim Kermert bemerkte die Veränderung in ihrem Wesen. Mit seiner ihm eigenen Sicherheit überlegte er, ob er ihr Grund zu seiner Verstimmung gegeben. Nein, das konnte es nicht sein. In ihr war etwas Gedrücktes, Widerspruchsvolles, Ungeklärtes. Er dachte an den Vann von Friedrichswert und kam unwillkürlich darauf zu sprechen. Sie fröstelte. Seine klaren Worte rüttelten sie allmählich auf. Die gleichmäßige Heiterkeit, die von seiner inneren Kraft ausging, blieb nicht ohne Einwirkung auf sie. Das hatte sie schon damals empfunden, in jener Nacht, und dieser Wirkung hatte sie sich jetzt vergeblich zu ent-

ziehen versucht. Etwas Warmes, Weiches kam über sie, gegen das ihre innere Zuversicht nicht stand hielt.

Sie sprachen über alles Mögliche, aber immer lag etwas zwischen ihren Worten, worüber sie sich nicht Redenshaft geben konnte, und so blieb schließlich, als er sich von ihr verabschiedete, ein dumpfer Nüzton in ihr zurück.

Als sie seine schlankte Figur die Dänen hinuntergehen sah, mußte sie sich zusammennehmen, um ihm nicht nachzurufen. Was hatte sie nur gehabt? Warum ließ sie ihn so gehen ohne ein wärmeres Wort? War sie ihm nicht abweisend erschienen? Möchte er ihr nicht zürnen?

Doch sie drehte sich brüsk um und ging ins Schloß. Seltsam, welche Gewalt er über sie hatte. Aber sie wehrte sich dagegen, sie raffte alle ihre innere Kraft zusammen, häumte sich auf gegen seinen Einfluß in herrlichem Trotz.

Sie war des anderen Braut und — doch weiter dachte sie nicht! Sie schob den Schleier ihres herben, feuchten Mädchentums über jeden tieferen Gedanken und verschloß ihr Herz vor sich selbst.

Als Joachim Kemmer die Tzalk des alten Kersten bestieg, um sich zur Küste hinüberfahren zu lassen, folgte ihm ein bauerfüllter Blick.

Kurt v. Oldenscott war nicht abgereist. Er war außer Schwelte umgekehrt und hatte wieder auf der Süßseite gelandet.

Dort, wo die Insel ganz einsam lag und an Wochentagen kein Mensch hin kam, hatte er sich ins Innere vorgepöchtelt. Man mußte einen Hügel hinauf; dort oben lag die Kapelle, in der alle vier Wochen Gottesdienst gehalten wurde; dreimal im Monat führen die Fischer nach einer der größeren Inseln, denn zu einer eigenen Kirche hatte es noch nicht gelangt.

Unter der Woche lag die Kapelle menschenleer und einsam. Aber man hatte einen freien Blick über den größten Teil des Flachlandes.

Dort hatte Kurt v. Oldenscott, mit dem Fernglas in der Hand, gestanden und hatte Joachim Kemmer und Renate beobachtet. Ein Bild kleinteiliger Gassen hatte er geboten. Er hatte gesehen, wie sie dem Ingenieur entgegengegangen war, wie sie sich getroffen hatten und dann, dicht nebeneinander, zum Schloß zurückgegangen waren. Er hatte sie nicht aus den Augen gelassen, und jede Bewegung in hämischer Kritik nach seiner Weise gedeutet.

Schon damals, in jener Nacht, war ein häßlicher Jörn gegen Joachim Kemmer in ihm aufgestiegen. Er wäre vielleicht auch ohne Renate gekommen, denn von diesem Mann ging etwas aus, was in Oldenscott innere Empörung hervorrief. Seine Natur wurde durch Joachim Kemmer zum Widerspruch gereizt. Oldenscott fühlte, daß sie zwei Extreme waren; aber er besaß weder die Beherrschung noch die Selbstkritik, ihre beiderseitigen Persönlichkeiten richtig abzuwägen. Er witterte in Joachim Kemmer nur eine unbestimmte Gefahr, in deren Mittelpunkt Renate stand. Er stellte etwas fest, wovon auch nicht die Spur bestand. Von einem ohnmächtigen Satz gegen den Ingenieur gequält, stieg er von der Kirche nieder, um vor ihm von der Insel abzufahren. Sein Entschluß war gefaßt. Er wollte der Gefahr zuvorkommen. Selbst ein innerlich morscher Charakter, sprach er Renate alle innere Größe und Selbstständigkeit ab und beurteilte sie nach dem Maßstab jener Frauen, die unter den verschiedensten Verhältnissen seinen bisherigen Lebensweg gekreuzt.

Er war sich nur noch nicht klar über die Mittel, wie er Joachim Kemmer bestreiten sollte. Er hatte allerdings eine Waffe gegen ihn in Händen, doch die wollte er sich sparen als letzten Trumpf. Und da es ihm auch in seinem Entschluß an Selbstständigkeit mangelte, da beschloß er, nach einem Bundesgenossen Umseh zu halten. Dazu erschien ihm Renates Bruder gerade recht.

Am nächsten Tage war er in Berlin. Rudolf von Friedrichswert diente als Leutnant bei den

Garde-Mannern. Er hatte eine hübsche, trauliche, kleine Wohnung in der Bernburger Straße; doch obgleich es bereits spät am Abend war, als Oldenscott ihn besuchte, traf er ihn doch nicht zu Hause.

„Der Herr Leutnant ist bei Frau von Bederitz,“ sagte sein Bursche. Oldenscott nickte und ging.

Die Wohnung der Frau von Bederitz lag im Tiergartenviertel, nicht weit ab vom Richard-Wagner-Denkmal. Sie bewohnte dort eine große Etage. Oldenscott nahm ein Automobil und fuhr hin. Die Fenster waren hell erleuchtet, wenn auch das Licht nur schwach durch die schweren Stores fiel. Der Baron klingelte, übergab dem Diener seine Karte und trat fast hinter ihm ein.

Er war im Salon der Frau von Bederitz wohlbekannt, wenn er auch nicht hier geradezu wie zu Hause war wie Leutnant von Friedrichswert.

Die Dame des Hauses kam ihm entgegen. Er beugte sich über ihre starkrothige Hand, die trotz der Pflege, trotz schimmernder Weiße und funkelnder Brillanten weder Kasse noch Vornehmheit verriet.

Oldenscotts Galanterie war hier viel sicherer als Renate gegenüber.

„Sie haben sich lange nicht mehr sehen lassen, Baron,“ sagte Frau von Bederitz. Er blickte sie lächelnd an.

„Geschäfte, Gnädigste . . . Sie sehen übrigens ausgezeichnet aus.“

„So gut man sich eben in Scheveningen erholen kann, wenn der halbe Sommer verregnet,“ entgegnete sie, seinen aufdringlichen und wenig distretren Blick mit freier Ungeniertheit erwidern.

Frau von Bederitz hatte, wie ein Berliner Modeschriftsteller einmal behauptete, „sündhaft schöne Augen“. Sie waren groß und leuchtend wie Edelsteine und belebten mit ungewöhnlicher Kraft das Gesicht; das war gut, denn so hatte man kaum Gelegenheit, ihre Züge näher zu betrachten. Sie liebte es auch nicht, wenn man sie kritisch anblickte und hob das geheimnisvolle Feuer, das stets in ihren Augen brillierte, durch kostbare Boutons. Die Rote ihrer Lippen war zu frisch, um echt zu sein. Wer sie genauer betrachtete, wenn die Spannung ihres Gesichtes einen Augenblick nachließ, wie es gerade der Fall war, als sie an Oldenscotts Seite in das Innere des Saales schritt, der konnte eine gewisse Schlaftheit in ihren Zügen bemerken.

„Ich habe sicher richtig kalkuliert, als ich meinen Freund hier vermutete,“ sagte der Baron. Sie blickte ihn lächelnd von der Seite an.

„Der Herr Leutnant von Friedrichswert ist allerdings sozusagen bei mir zu Hause . . .“

„Er ist unberücksichtiglich,“ lachte Oldenscott und begrüßte einige Herren, während er sich gegen andere, die bestrebt waren, ihm die Hand zu drücken, nur mit kühlher Gerablassung verneigte.

Der Salon mochte für den Uneingeweihten ein glänzendes Relief besitzen. Wenn man eintrat, wurde man zunächst durch den Ueberfluß des Lichtes, das aus blitzenden und glitzernden Glaslüssen floß, geblendet. Die Weichheit des Stiles nahm gefangen. Das tiefe Blau der Tapeten harmonierte warm zu dem matten Gold der Spiegel und den dunklen Möbeln.

Die weichen Divans hatten allerdings etwas Aufdringliches, und auch mit Fellen und Kissen war nicht gespart. Man war sich eigentlich nicht recht klar über den Zweck dieser Bequemlichkeit. Die Gesellschaft erschien auf den ersten Blick so erlesen wie möglich; man sah Ordenssterne und Medaillen, die an Bändern hingen, glattrasierte Herren mit guten Manieren. Doch gleich, wenn das Auge sich an das Milieu gewöhnt hatte, mußte man sich über die Gegenwart von Leuten wundern, die dem Salon einen wenig sympathischen Anstrich gaben.

Während in einer Ecke junge Roués, Attaches und bekannte Typen vom Turf eine unterdrückte Konversation mit einigen Damen führten, die dann und wann durch ein diskretes Lachen unter-

brochen wurde, saßen etwa ein Dutzend Herren um einen langen Spieltisch.

Leutnant von Friedrichswert war der einzige unter ihnen, der Uniform trug. Die adelige und distinguierte Figur eines Berliner Remfallbesizers nahm sich gut neben ihm aus. Aber links von ihm saß ein Mann mit breiten Schultern, kurzen Armen und einem schwallstigen Kinn. Seine kleinen Augen fanden kaum noch Raum in dem fetten Gesicht. Wie er die Karten zusammenraffte, da lagen seine Hände wie schwallstige Kugeln auf der grünen Decke. Romeo Scherlein hatte vermöge seines Reichtums Eingang in den Salon der Frau von Bederitz gewonnen. Seine Herkunft war in Dunkel gehüllt. Er verneigte sich vor Oldenscott mit geradezu kindlicher Devotion. Der klopfte ihm herablassend mit der Hand auf die Schulter: „Na, Herr Scherlein, wie steht es mit der Avelung?“

„St nur mehr eine Frage kürzester Zeit, Herr Baron.“

Leutnant von Friedrichswert warf die Karten hin und wandte sich an einen kleinen Herrn im Smoking, der dasselbe fettige Gesicht wie Scherlein hatte: „Sie können meinen Platz einnehmen, Friedberg, ich habe genug verloren!“ Jener nahm hastig, mit einer nervösen Gebärde, Platz. Gleichwohl schien er bemüht, durch eine geniale Geste seine Gleichgültigkeit gegenüber Gewinn und Verlust zu dokumentieren.

„Ich verstehe Dich nicht, daß Du Dich mit diesen Berliner Schiebern an einen Tisch setzt,“ sagte Oldenscott verächtlich, als er mit dem Leutnant einige Schritte beiseite getreten war.

„Was liegt daran?“ entgegnete Friedrichswert. „Draußen kennt man sie nicht, und hier innen ist es gleichgültig. Man muß doch seine Leute haben, um standesgemäß zu leben!“

„Das schon, aber . . .“

„Die Leute imponieren mir in gewisser Art,“ entgegnete Friedrichswert mit einem leisen Lächeln. Seine Augen waren leicht umrandert. Er hatte ein sympathisches, jugendliches Gesicht, dieselben stolz geschnittenen Züge wie Renate, die gleiche hohe Figur. Er ging leicht vornübergebeugt und sah übermäßig aus. „Scherlein hat eine neue Automobilzentrale gegründet,“ fuhr er fort. „Hast Du eine Ahnung, was er damit verdient? Er spielt mit Hunderttausenden, und Friedberg ist im Begriff, seinen alten Erbindungen, die nicht mehr recht florieren, durch eine neue auf die Beine zu helfen — er will ein Vergnügungsetablisement in Berlin begründen, im alten botanischen Garten, glaube ich — diese Leute fangen an, eine ungeahnte Macht in Berlin an sich zu reißen, denn schließlich spielt das Geld eben doch die größte Rolle.“

„Bis alle die Herrlichkeiten dieser Männer eines Tages mit einem Niesenankerott oder, wenn es schlimmer kommt, vor dem Staatsanwalt enden,“ lachte der Baron spöttisch.

Der Leutnant sah ihn einen Moment betroffen an. Dann schüttelte er den Kopf:

„Nein! Scherlein und Friedberg sind trotz allem Ehrenmänner!“

„Etwas, weil sie Deine Wechsel übernehmen? Merkst Du denn nicht, daß es ihnen nur darum zu tun ist, mit ihren feudalen Bekanntschaften prahlen zu können? Für diese Leute ist alles Geschäft, und mit dem Namen, den Du auf Deine Wechsel setzt, diskontieren sie ihre neuen, unsauberen Geschäfte!“

Der Baron hatte sich auf einen Divan niedergelassen und betrachtete der Reihe nach die Männer um den Spieltisch. Auch eine Erzellenz war darunter, ein argentinischer General, der in Berlin Studien betrieb, ein russischer Bergwerksbesitzer, der irgendwo den Grafentitel gekauft und drei oder vier Berliner Gründer, die jeden Tag in einer gewissen Presse von sich reden machten. Die übrige Gesellschaft sonderte sich etwas ab. Die Lebemänner, die in einem Winkel saßen, waren meist junge Männer der Aristokratie.

(Fortsetzung folgt)

Wiedergeburt.

Roman von Anna Kiedel.

(1. Fortsetzung)

(Nachdruck verboten.)

2. Kapitel.

In späteren Jahren sagte sich Doktor v. d. Geide manchmal, daß es unrecht und töricht sei, wenn er die Umwandlung, die in der dazwischenliegenden Zeit mit Erika vor sich gegangen war, von jener Nachmittagsstunde im Mai an datierte. Nein, das wäre zu viel behauptet gewesen! Aber andererseits, wenn das heranwachsende Mädchen so wenig Ähnlichkeit hatte mit jenem ungestümen, zutraulichen Kinde, war nicht doch der Keim zu jenem anderen Wesen damals gelegt worden? Ach ja, wenn er über sie und ihre Stellung in seinem Hause nach-

ablegen werde und dann auf die Universität gehen und als flotter Student nach Hause kommen und, wie die Mutter sich ausdrückte, Leben in den kleinen Ort bringen würde. Na, das war sehr hübsch und amüßig. Auch erwähnte wohl der Doktor, daß Mariechen sich recht hübsch entwickle und mehr und mehr seiner Frau ähnlich werde. Und die Mutter benutzte die Gelegenheit und führte aus, daß Marie notwendig die Konzerte besuchen müsse. Sie gäbe gerade in diesem Alter einen prächtigen Gang, und es hinge soviel davon ab, daß ein junges Mädchen zur rechten Zeit lerne, sich anmutig zu benehmen.

Aber dann geschah es vielleicht, daß Erika in das Zimmer trat, und schon hatte der Doktor keine Freude mehr an den Zukunftsbildern, die das Leben seiner Kinder malten. Er wußte oft selber

nicht zu, er wußte und kannte das eine, große, zugrunde liegende Leitmotiv, das immer wieder für sein feinfühliges Ohr durchklang, mochte es auch noch so sorgfältig verborgen sein.

Er hatte sich daran gewöhnt, Erika zu beobachten. Heimlich, wortlos, selbst kritiklos vor sich selber. Wie war sie doch anders als die Schwester! Deren fröhliche Sorglosigkeit fiel ihm ein. Sie war gewiß das Verderben für sie gewesen, aber wie schön wäre es nicht, wenn Erikas Lachen einmal so ausgelassen durch das Haus — sein Haus! — geschallt hätte, wie ihm das ihre aus seiner Jugend und dem Elternhaus in Erinnerung war! Er meinte bisweilen, ihm würde dann ein Stein von der Seele fallen. Aber diese steinerne Last löste sich nicht, im Gegenteil, sie wurde von Jahr zu Jahr schwerer, sie wurde zu einer uner-



Zum 70. Geburtstage des Königs Ludwig von Bayern.



Am 7. Januar 1915 feiert König Ludwig von Bayern seinen 70. Geburtstag. König Ludwig III. folgte seinem Vater am 12. Dezember 1912 als Nachfolger in der Regentschaft und wurde kurz darauf als König von Bayern gekrönt. Er vermählte sich am 20. Februar 1866 mit Maria Theresia, Erzherzogin von Oesterreich-Este.

dachte, so mußte er sich sagen, daß sie und ihre Familie, und er trennte in der Tat jetzt die beiden Begriffe, nicht im Laufe der Jahre mehr zusammen, sondern auseinandergewachsen waren. Seine Kinder wurden größer, Otto besuchte in einer Nachbarstadt das Gymnasium und hatte das elterliche Haus verlassen, Mariechen war 14jährig, und die Mutter machte bereits Zukunftspläne für sie, auch Hanschen war groß geworden und ging bereits zur Schule; so hatten Sommer und Winter und wieder Sommer und Winter allmählich Fortschritte und Wandel in das Doktorhaus gebracht. Nur über eine im Haus war die Zeit gleichgültig, nur über eine im Haus war die Zeit gleichgültig, geräuschlos und ohne Anteil hinweggegangen. Und das war Erika.

Der Doktor konnte an stillen Abenden, nach des Tages Last und Hitze, gemüthlich mit seiner Frau zusammensitzen, und sie konnten über ihre Kinder sprechen. Wie gut Otto durch die Klassen gehe, und daß er sicher eine treffliche Maturitätsprüfung

nicht, was es war; aber er mußte aufstehen und ging hinüber in sein Arbeitszimmer, setzte sich und dachte nach, über sie.

Es war doch seltsam, daß er niemals mit seiner Frau über Erika sprach! Aber es ging ja nicht, er hatte es einsehen gelernt, es hatte stets Streit, Zwietracht und unerquickliche Auseinandersetzungen zur Folge gehabt.

So hatte er sich daran gewöhnt, ihren Namen nicht mehr zu erwähnen, und fühlte sich im stillen erleichtert, wenn mehrere Wochen ins Land gingen, ohne daß seine Frau mit offenen Klagen über sie zu ihm trat. Es war sehr schwer, zwischen zwei streitenden Frauen der Schiedsrichter sein zu müssen, zumal wenn die eine von beiden seine eigene Frau war. Es gab auch so viele Punkte, Kleinigkeiten, die mit so peinlicher Gewissenhaftigkeit in Wort und Ton wiederberichtet wurden und wobei von ihm verlangt wurde, daß er ein aufmerksamer Zuhörer sein solle. Er hörte zumeist

trübseligen Bärde, wenn er das Mädchen stiller und immer in sich gefehrter werden sah, den sentimentalen Zug um den Mund ausgereifter, und die Augen, die oft von heimlichen Tränen zeugten, verklärter und matter.

Er beschloß, sie fortzugeben. Der Entschluß wurde ihm nicht leicht; er hatte gedacht, ihr in seinem Hause geistlich eine Heimat zu geben. Aber jetzt fühlte er, daß sich alle zarten und reinen Empfindungen in bittere und schmerzliche Regungen wandeln würden, wenn sie in der gewohnten Weite fortlebte. Sie kam jetzt nicht mehr zu ihm, wenn ihr Herz voll war; vielleicht fühlte sie mit dem Instinkt des heranwachsenden Weibes, daß ihr auch das Recht dazu fehle. Oder ob sie überhaupt an seiner herzlichen Liebe zu ihr zweifelte? Nein, der Doktor glaubte es nicht. Er hatte sich im Laufe der Jahre in ihr einen kleinen ärztlichen Beistand herangebildet. Sie hatte von Natur eine geschickte Hand, und ihre Worte wurden heiter und tröst-



sich, wenn sie Furcht oder Schmerz bei den Patienten bemerkte.

Vielleicht wird sie einst Krankenpflegerin, dachte der Doktor; er glaubte viel in ihrem Wesen zu finden, was sie auf diesen Weg fähig. Aber er wollte sie nicht dahin verweisen. Sie war noch zu jung.

In dieser Zeit las er die Annonce einer ihm bekanten Dame, die für sich und ihr Haus ein junges Mädchen suchte. Er kannte die Verhältnisse, da er einst in Vertretung eines Kollegen fast ein halbes Jahr in der Gegend gelebt hatte und damals bei Frau v. Gryn aus- und einging. Sie war allgemein beliebt wegen ihrer Gutherzigkeit, und ihr Bild stieg vor ihm auf, wie sie einmal mit ihm an dem Bett einer schwer leidenden Frau stand. Sie hielt das kleinste Kind auf dem Arm und beugte sich mit ihm zu der Frau nieder.

Vielleicht, wenn er Erika zu dieser Frau gäbe? Er schrieb, und im Verlauf von wenigen Wochen war die Angelegenheit geordnet.

3. Kapitel.

Frau v. Gryn war zweiundvierzig Jahre alt. Es war das Nachgeben einer reizend mütterlichen Stimmung gewesen, aus der heraus sie die Anzeige nach einem jungen Mädchen zu ihrer Gesellschaft in die Zeitung hatte einrücken lassen. Sie hatte keine Tochter. Ihr 15 jähriger einziger Sohn war Schüler und befand sich in einem Alumnat, nur in den Ferien kam er heim. Das mächtige Gutshaus lag zumeist sehr still und ausgestorben da. Wenn sie von ihrem Hüfnerhof kam und die zehn weißen, breiten Sandsteinstufen emporstiegt, graute ihr oft vor den vielen großen, öden Stuben, wo aus keiner einzigen Ecke ihr eine freundliche Stimme entgegenklang. Und wäre nicht Wolf, der große zottelköpfige Neufundländer, gewesen, der manchmal seine diden, gewaltigen Taten auf ihren Arm legte, sobald sie ein Buch oder eine Handarbeit vornahm — sie hätte niemand gehabt, den sie einmal liebevoll berühren konnte. Ja, es war so, sie fühlte sich oft sehr einsam. — Und eines Tages hatte sie das Buch in den Schoß sinken lassen, eine kleine Weile stumm und in sich gefehrt aus dem Fenster gesehen, und dann war sie an den Schreibtisch gegangen und hatte eine Annonce aufgelegt; die war in demselben fast liebevollen, treuerherzigen Ton gehalten wie die Saite, aus welcher dieser Ton entsprang. Der Brief wurde in der Veranda auf ein hellgrün angestrichenes Bambustischchen gelegt, und eine halbe Stunde später kam Nicksels, der Landbriefträger, und nahm ihn mit zur Weiterbeförderung.

Impulsive Handlungen gehörten zu Frau von Gryn. Ja, wer sie genauer kannte, mußte, daß sie sogar das eigentlich Charakteristische an ihr waren, jedenfalls offenbarte sich ihr Wesen niemals so rein und ungetrübt als in solchen kleinen urplötzlichen Taten, die siez wie ein rascher, lebenswarmer Strom ihrem Herzen mit solcher Naturkräftigkeit entfloßen, daß der Verstand seine armjeligen Dämme nicht so geschwind aufrichten konnte. Uebrigens kannte sie die Schwäche sehr wohl. Sie wußte auch, daß die Neigung zu unüberlegten Handlungen ihr im Leben ebensoviel geschadet wie genützt hatte. Wohlgerückt, i h r! Anderen hatte sie zumeist Nutzen und Vorteil gebracht. So oft, wenn Arme, Hilfsbedürftige oder Ratlose zu ihr kamen, hatte sie aus diesem Impuls heraus geholfen, hatte oft größere, ausgedehntere Hilfe geleistet als man von ihr erwartet und erbeten hatte, und das war dann eben die Folge ihrer Unüberlegtheit gewesen. Sie sagte es sich hinterdrein selber, wenn sie statt Dank nur Unzufriedenheit und Verdruß erntete. War nicht die arme, abgerissene Frau mit den vier kleinen Kindern, die sie aufgenommen, gekleidet und gepflegt hatte, nachher eine ganz fiederliche, trunksüchtige Person gewesen, und war sie nicht eines Tages mit dem Vorarbeiter auf dem Gut verschwunden und hatte ihre kleinen Würmer zurückgelassen? Und was war aus dem jungen Mustfus geworden, der einmal gebeten

hatte, auf Frau v. Gryn's Flügel ein Konzert geben zu dürfen, und den sie mit einer schönen Unterstützung zu seiner weiteren Ausbildung entließ? Er hatte niemals wieder etwas von sich hören lassen, aber Frau Euberten von dem Nachbargut hatte ihr gesagt, man munkle so allerlei über diesen Menschen, es sei gar nicht unwahrscheinlich, daß er derjelbe sei, der als Unterlehrer bei dem Organisten in B. in Kost gewesen und dann plötzlich mit einem Darlehen verschwunden sei.

Es wäre selbstverständlich übertrieben und verkehrt, wenn dieser Art Frau v. Gryn's Regungen des Mitleids gewertet werden sollten, aber sie selbst war diejenige, die in Stunden des Nachdenkens sich oft sagte, wie wertlos und ohne Segen da wieder einmal ein Tun gewesen sei, das, mit mehr Bedacht und Vorsicht ausgeübt, eine ganz andere Wirkung erzielt hätte. Aber dann sagte sie sich auch, wieviel unmittelbare reine Freude sie gerade durch diese Art des Wohlthuns schon hervorgezaubert hatte. Sie sah im Geist leuchtende Kinderangen und ein Gesichtchen, das eben vielleicht noch traurig und gedrückt, von plötzlicher warmer Röte übergoßen war, sie fühlte noch einmal den Druck einer alten, zitterigen Hand, und das „Vergelt's Gott“ eines frierenden Handwerksburschen klang ihr wieder in die Ohren, dem sie einen Kof gereicht, der vielleicht erst sechs Monate später aus der Rangliste hätte gestrichen werden sollen. War es denn auch so schlimm, wenn man sich einmal eine Närrin, eine Törrin schelten mußte? Wäre es nicht schlimmer gewesen, wenn sie sich hätte sagen müssen, daß sie unbarmherzig und kalt gewesen war? Und dann, es würde eben eine Vergewaltigung ihrer Natur sein, wenn sie so einem plötzlichen inneren Drange, der wie eine höhere treibende Macht ihr Herz und ihre Hände leitete, entgegenarbeiten wollte. Und so tat sie, wie sie tun mußte, manchmal lächelnd über sich selber und ein wenig ironisch sich selbst betrachtend. Nur in Stunden der tieferen Einsicht vergegenwärtigte sie sich tausend solcher Kleinigkeiten, und ein warmes Glücksempfinden stieg in ihr auf, wenn sie fühlte, daß niemals Kälte oder Eigennuz, Geiz oder Berechnung treibende Momente ihres Tuns und Lassens waren. Sie hatte ja noch so viele andere Schwächen und Fehler!

Sie war eine stattliche, hübsche Erscheinung mit außerordentlich frischen Farben und leuchtenden Blauaugen. Es ging ein starker Hauch von Güte, Heiterkeit und Mütterlichkeit von ihr aus, der es allen Leuten wohligh und gemüthlich in ihrer Gegenwart machte. Da war etwas in dem Klang ihrer Stimme, die das Sorglose und Freudige eines zwitterhernden Frühlingsvogels und das unbeschreiblich Weiche einer verthehenden Frauenseele vereinte, das viel zu diesem Wohlbehagen beitrug. Wie herlich konnte man dieser Frau von seinen Angelegenheiten berichten! Dinge, die man anderen gegenüber nie erwähnt hätte, Geldsorgen, Bedenken über Kinder, die anders einschlugen, als man gedacht hatte, Liebesenttäuschungen, ach, alles löste sich ihrem Freimuth gegenüber so leicht und selbstverständlich vom Herzen. Und nachher bereute man nicht etwa, so offenerzig gewesen zu sein. Nicht doch! Man wußte, nein, man fühlte, sie würde nicht mit Frau v. Born und Frau v. Dversen morgen beim See darüber sprechen. So eine war sie nicht. Wie schön und erwärmend war doch diese Herzlichkeit! Und die jungen Mädchen nahmen sich vor, auch davon etwas in ihr Wesen aufzunehmen, und die Frauen liebten sie.

Es mußte ein bitterer Schmerz für Frau v. Gryn sein, daß sie, der sich so viele Herzen gern und unbedenklich aufschlossen, gerade bei ihrem Gatten nicht die volle Offenherzigkeit fand, die ihrer Ansicht nach in einem Eheleben sein sollte. Besonders in den ersten Jahren nach ihrer Verheirathung hatte ihr das viele heimliche Tränen gekostet. Mit der Zeit hatte sie diesen Nummer verwunden. Sie schrieb in ihr Tagebuch: „Als wir unsere Ehe schlossen, begingen wir einen Irrthum. Erich hätte eine andere Frau haben müssen. Eine

feine, zarte, unausgesprochene Natur, die, wie er, sich von der Welt der Wirklichkeit absteht und in einem Kreis weicher, mattfarbiger Töne lebt. Ich sehe die Dinge, wie sie sind. Sie würde sie durch einen sichtsblauen, sanft verschleienden Nebel schauen — wie er; und sie würden sich verstehen, ohne ein Wort gesprochen zu haben. Wir verstehen uns nicht, und wenn wir noch die Nächte zu langen Aussprachen zu Hilfe nähmen. Wie wertlos sind überhaupt Aussprachen! Sie machen das Herz so leer und schwer und den Kopf wüß. Ist doch ein Blick der Liebe, ein Lächeln und eine Handreichung wertvoller und vielsagender als sie. Ich weiß es wohl. Aber das ist es eben, mir wurde diese feine, diese feinste Kunst nicht. Die Kunst der schweigenden Liebe.“

Und weiter hatte sie geschrieben: „Wir lieben, was uns nicht zu eigen ist. Wir lieben es als eine Ergänzung unseres Selbst und denken, einem Mangel der Natur abzuhelfen, und wir irren uns. Das Natürliche und Gebotene wäre, daß wir das Ureigenste lieben, unser Bild und Wesen, das wir in dem anderen wiederfinden, wie unser Bild im Spiegelglas. Nur dann ist ein Einswerden möglich. Zwei Seelen, die verwandt sind, vereinigen sich in dem großen, weiten, schrecklichen Getriebe, das wir Leben nennen. Ja, sich finden, sich selber wiederfinden in einem anderen, das ist Glück. Aber ich weiß, daß mein Mann mehr leidet als ich. Ich leide auch nicht. Ich bin glücklich. Bin es, weil ich die weniger seltene Natur bin. Auf jeder StraÙe gehen zwanzig meines Schlags. Sie lachen wie ich, sie denken, sie sprechen wie ich von dem getrigen Tag, und es ist ihnen wie mir nicht gleichgültig, ob es morgen regnet oder ob die Sonne scheint. Erich ist es gleichgültig.“

Die Zeit, in der wir uns Frau v. Gryn vorstellen müssen, waren die ersten Tage im Februar. Sie lebte schon seit einigen Wochen außerordentlich einfach und abgeschlossen von der Welt, wie immer im Winter. Nach Weihnachten pflegte Herr v. Gryn schon seit mehreren Jahren eine längere Reise nach dem Süden anzutreten. Es war seiner Gesundheit wegen notwendig. Er erlebte dann die Wintermonate an der Riviera, zumeist in Bordighera, das er besonders liebte, und zog erst mit dem März weiter nordwärts. Nach Ostern kam er wieder heim.

In früheren Jahren hatte Frau v. Gryn ihren Gatten auf seinen Reisen begleitet. Nicht der Pflege wegen, das erforderte sein Zustand nicht; aber es wäre unnatürlich gewesen, die junge Frau so allein in dem großen, dunklen, kalten Haus zurückzulassen.

Herrn v. Gryn überließ ein eiskalter, tödender Schauer im heißesten Julisonnenchein, wenn er sich dies graue, kastenförmige Gebäude in Januarsturm und Winterkälte vergegenwärtigte, — er hätte auch von seinen Stallknechten nicht verlangt, daß sie diese krüben, Leben und Liebe tödender Tage auf Petershof ertragen sollten. Es war nur gut, daß die Leute von derberem Holze waren. Sie waren gern da, denn auf Petershof wurde ein hohes Salär gezahlt und außerdem war Frau v. Gryn als eine gute Hausmutter weit und breit bekannt, und auf dem Hof führte Herr Weiland, der Verwalter, ein tüchtiges Regiment, bei dem man etwas lernen konnte.

Frau v. Gryn konnte die Abneigung ihres Gatten gegen den Winter auf dem Lande nicht völlig verstehen. Zwar sehnte auch sie sich in stillen Wochen bisweilen nach städtischen Zerstreuungen, aber ein völliges Entsalten ihrer schönsten Eigenschaften gab es für sie nur in dem stets tätigen und helfenden Wirken einer Landebelfrau. So fügte es sich ganz von selbst, daß sie bald Abstand nahm von diesem mehrronatischen Auslandsaufenthalt und lieber dabeiin nach dem Rechten sah, tagsüber mit Fräulein Kettner, der Wirtschaftlerin, gemeinsam in Küche und Hüfnerhof und abends mit Herrn Weiland die Bücher revidierend. So wurde Herrn v. Gryn bei der Heimkehr jeder Winter erspart. Welchen Nutzen

hatte auch die ganze teure Reise, wenn bei der Ankunft eine Reihe enbloßer Hiobsposten dem Hausherrn sogleich einen erneuten Anfall seines Herzleidens zuzog, wie das einmal der Fall gewesen war? Und sollten die Nachrichten Herrn Weilands ihm etwa Woche für Woche der Riviera liebliche Blumenfelder mit dem häßlichen, beleidigenden Abscheulichkeit des Alltags befreien? Sie machten das Herz so groß und weit, diese herrlichen, unabhängigen Blüten von weißen Narzissen, leuchtenden Anemonen und duftenden Veilchen. Und der Windhauch, der darüber hinstrich, warm und schmeichelnd, war wie eine Himmelsbotenschaft. Es war sehr bitter, wenn in diese Schönheitswelt Herrn Weilands Mercur erregende Berichte hineinplatzten: Der Hafer ist gedroschen, aber er hat nicht nach Erwarten gelohnt (folgten bestätigende Zahlen). — Auf Dummerzhagen ist die Klauenflechte ausgebrochen, ich habe Vorsichtsmaßregeln getroffen, aber das wird nicht viel nützen, sie kommt überall hin. — Der Maschinist hat den Kessel von der Dampfmaschine platen lassen, es wird eine umständliche und kostspielige Reparatur, und so fort.

Es ging Frau v. Gryn wie so vielen Deutschen, speziell Norddeutschen, sie hegen eine große Schwärmerei, ja oftmals Sehnsucht nach Italien. Sie können zur kalten Jahreszeit hinter gefrorenen Glascheiben sitzen und sich im Geist das Land des blauen, sonnigen Himmels, der Marmorsäulen und der duftenden Veilchen und rauschenden Palmenhaine vergegenwärtigen. Und es ist so viel Inbrunst und Leidenschaft in ihrer Vorstellungskraft, daß vor ihren geistigen Augen diese schöne Welt sich so leuchtend und Erfüllung kündend aufrichtet wie dem Wüstenreisenden die Morgana. Geht es dann aber, daß sie wirklich ihren Fuß in diese Gefilde ihrer Träumereien setzen, so sind sie bitter enttäuscht. Erst dann werden sie gewahr, daß sie mit ihren Vorstellungen nicht ein Stück dieser Erde suchten, sondern eine Welt ohne Sorgen, ohne Mängel, eine Welt ohne Körperlichkeit, eine Seimat der Seele.

(Fortsetzung folgt.)

Kriegs-Allerlei

„Nicht ein junger Mann meldete sich.“ Die „Times“ meldet, daß die am Sonnabend in London und den englischen Provinzen unternommenen Versuche, die jungen Leute, welche dem Fußballwettkampfe beizuhelfen, zur Dienstaufnahme bei der Armee zu bewegen, vollständig mißlungen sind. Ein Parlamentsmitglied hielt für die Menge auf dem Fußballfeld in Chelsea eine Rede und es waren Werbeagenten anwesend, aber nicht ein junger Mann meldete sich.

Zeitungsverkäufer im Schützengraben. Von dem lebhaften Bedürfnis der französischen Soldaten nach neuen Zeitungen erzählt Calza-Bedolo im „Giornale d'Italia“. „Jeden Abend“, schreibt er, „wenn die Soldaten ihre Stellungen für die Nacht verstärken, kommen die Zeitungen an, und dann werden die wenigsten vorgelesen, während feindliche Kugeln umherschwirren und hier und da einen Schuß auf den Gegner abgibt. Die Zeitungen sind den Soldaten in den Schützengräben zum Bedürfnis geworden wie die tägliche Nahrung, und es ist erstaunlich, wie sich diese Stücke Papier, als ob sie gepanzert wären, jeden Tag durch das heftige Feuer hindurchdringen: im Automobil, auf dem Zweirad und womöglich im Krankenwagen. Die Zeitungsverkäufer sind von erbländlicher Kühnheit und fahren täglich mit ihren Passagierscheinchen die ganze Front ab, um ihre Ware an den Mann zu bringen. Einer dieser Verkäufer verirrte sich eines Tages mit seiner Wappe in die deutschen Linien. Man holte ihn von seinem Rad herunter und sah sich den Inhalt der Wappe an, die er bei sich führte, dann wurde ihm die Rückkehr in die feindlichen Schützengräben gestattet, aber vorher tat man ihm in seine Wappe ein Paket mit Exemplaren der jetzt in Brüssel erscheinenden deutschen Zeitung. Er hat jedoch bei seinen Kunden keine guten Geschäfte gemacht....“

Heiteres

Er hat recht. Tourist: „Das Steinklopfen ist doch recht langweilig, immer dasselbe.“ — Steinklopfer: „Das könnt' i' net sag'n, es san immer wieder andere Stoa.“

Äußere Kinder. Kindermädchen (zu Nachbars Gese, die mit dem kleinen Max, Vater und Mutter spielt): „Gese, es ist Zeit, heimzugehen.“ — Der kleine Max: „Nah, nur noch fünf Minuten.... wir lassen uns ja so wiejo gleich scheiden!“

Büses Gewissen. Fremder (zum Bauern, dessen ziemlich hoch verjüngertes Haus niedergebrannt ist): „So, da werdet Ihr aber jetzt hüßlich 'was kriegen?“ — Bauer: „Jesses, na, is' denn schon 'was aufstemma?“

Sieh, Tante: „Aber Gischen, warum willst Du Dich denn von mir nicht küssen lassen?“ — Gischen: „Weil Papa gesagt hat, man müsse sich vor Deinem göttigen Mund in acht nehmen!“

Das Wichtigste. Fremder (zum Dorfbarber, der ihn von Kopf bis zu den Füßen mustert): „... Wolf n' S' den kranken Jahr nicht 'mal ansehen?“ — Barber: „Dös is' net so wichtig'... Hauptsache is', daß i' erst a Bild von Ihrer Konstitution hab'!“

Unverfroren. Herr: „Johann, vorgestern war's Zigarrenstücken noch voll, heut' ist's halb leer!“ — Diener: „Wenn Ihnen das nur nicht schadet, Herr Baron!“ (Aus „Meggend. Bl.“)

Rätsel-Ecke

Rätsel.

I.

Drei — kenn' ich, die gewaltig sind!
Der erste — ist, den die Biegel haunnen,
Womit sie über Berg und Tal von dannen
Zieh'n hingeschautelt auf des Himmels Wind.
Der zweite —, nicht weniger geschwind,
Ist der, womit ein Wimperbau von Tannen
Gerüstet ist, worauf sich zum Tyrannen
Des Meeres macht das lästige Menckentind.
Der dritte — ist aber, der gewaltig
Vor allen ist, moß'n kein Vogel fliegt,
Kein Schiff, da geht sein Fußtritt doppelpaltig
Er ist's, der den Gedanten selbst bezieht,
Den unsichtbaren Kliesen vielgestaltig,
Daß er gebannt auf zarten Blättern liegt.

Räudert.

II.

Einen sah ich wie den Wind
Nennen durch die Wästen;
Einen sah ich an der Brust
Sich des Liebdeus brüsten;
Einen werd' ich led' befehen,
Wen danach wird lüsten.

Räudert.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösung der Rätsel in voriger Nummer:

I. Roma, Amor. — II. Mora, Roma. — III. Rat.

Karte von Frankreich

Maßstab 1:1.000.000

Bearbeitet von Onésime Reclus

Das Bildformat dieser in 4 Farben gedruckten Karte beträgt 100/103 cm. Die Karte ist auf den gegenwärtigen Stand bearbeitet und zeigt in einer besonderen Farbe sämtliche Festungen nebst Sperrforts. Die Karte enthält ferner 4 Spezialkarten: Die Umgebung von Paris, Lille, Marseille und die Insel Korrika, sämtliche, auch die kleinsten Ortschaften und ermöglicht eine idnelle Orientierung der Kämpfe auf dem weislichen Kriegsschauplatz.

Preis M. 3.— für 1 Exemplar

Zusendung erfolgt gegen Voreinlösung d. Betrages portofrei

Geographisches Institut Wilhelm Greve

Königl. Hof-Lithographie, Hof-Buch- und -Steindruckerei

Berlin SW 68, Ritterstraße 50

Bei Bezug von Waren bitten wir, sich auf dieses Blatt zu berufen.

Echte extracurioses Walthorus-
— (Destillat) 1 Dtz. Mk. 250, nur bei 30 Pl. Mk. 6.— franko. —
Chemische Werke E. Walthor, Halle a. S. Mühlweg 20.

Geld
gibt ohne Bürgen, schnell, recht, sichere Kautionsleistungen, seit 1891 bestehende
Firma Schulz & Co., Berlin 110, Kreuzbergstraße 21, Hauptporto.

Neue Gänsefedern,
wie sie von der Gans gerupft werden, mit allen Daunen à Dd. 1,60 Mt. Befestigen
mit allen Daunen, groß gerissen,
à Dd. 2,35 Mt., gut gerissen, mit allen
Daunen à Dd. 3,35 Mt., veredelt gegen
Wasser, nehme, was nicht gefüllt wird.
August Schuch, Häusemattstraße,
Neu-Zerbin 9 (Oberbrück).

Anzeigen

haben in diesem Blatte eine weite Verbreitung.

Technikum Masch.-Elektr.-
Ing., T. Werkm.
Hainichen i. Sa., Lehrfabr. Progr. fr.

Preußische Verlagsanstalt G. m. b. H.
BERLIN SW 68, Ritterstraße 50

In unserem Verlage erscheint:

Kommentar zum Preußischen Wassergesetz

bearbeitet von Justizrat Bitta, Breslau, und Landrat Dr. v. Kries, Filehne
Für die Zuverlässigkeit des Kommentars bürgen die genannten beiden Autoren, welche als Berichterstatter des Abgeordnetenhauses an der Gestaltung des wirtschaftlich und juristisch gleich schwierigen Gesetzes den hervorragendsten Anteil haben und als Sachverständige ersten Ranges anzusprechen sind

Preis in Leinwand gebunden 25 Mark



Bildgröße 28×38 cm
Kartongröße 45×60 cm

Den Lesern des „Zeitspiegel“ offerieren wir als passendes Geschenk:

BILDNISSE

von KAISER WILHELM II und
unsere HEERFÜHRERN in
Handpressen-Kupferdruck

auf Chinapapier und Kupferdruckkarton
zu dem Einheitspreise von Mk. 3.- pro Blatt.
(Gegen vorherige Einsendung des Betrages erfolgt
spesenfreie Zusendung.)

Wir bieten somit jedermann Gelegenheit eine
wirklich künstlerische Reproduktion aller unserer
hervorragenden Heerführer erwerben zu können.

Deutsche Kunstdruck-Gesellschaft
m. b. H.

Berlin SW 68, Ritterstraße 50.

Vorläufig gelangen zur Ausgabe:

- Kaiser Wilhelm II.*
- Wilhelm, Kronprinz*
von Preußen
- Rupprecht, Kronprinz*
von Bayern
- Herzog Albrecht von Würt-*
temberg
- von Beseler, General der Inf.*
- von Bülow, Generaloberst*
- von Einem, General der Inf.*
- von der Goltz, Generalfeld-*
marschall
- von Hindenburg, Generalfeld-*
marschall
- von Heeringen, Generaloberst*
- von Kluck, Generaloberst*

Soeben erschienen!

Soeben erschienen!

Wilhelm Greve's Karte

vom

Europäischen Kriegsschauplatz

Maßstab 1 : 5 000 000 ♦ In 18 Farbentönen ♦ Bildgröße 72 × 58 cm.

Die Karte zeigt fast die ganze Ausdehnung Europas, einschließl. des Mittelländischen Meeres; sie umfaßt im Norden St. Petersburg, im Süden Algier, im Osten Odessa und im Westen Lissabon. Eine richtige Verteilung der Länder- und Städtenamen und die leicht leserliche Schrift gestatten eine schnelle Orientierung der Operationen auf dem gesamten Kriegsschauplatz.

Volksausgabe A



Preis 75 Pfennig

Zu beziehen gegen Voreinsendung des Betrages zuzügl. 5 Pf. Porto oder gegen Nachnahme von

Wilhelm Greve, Königl. Hof-Lithographie,
Hof-Buch- u. -Steindruckerei

Sprechst. Amt Moritz-
platz 1671, 9862, 11084

Berlin SW 68, Ritterstraße 50

Sprechst. Amt Moritz-
platz 1671, 9862, 11084

